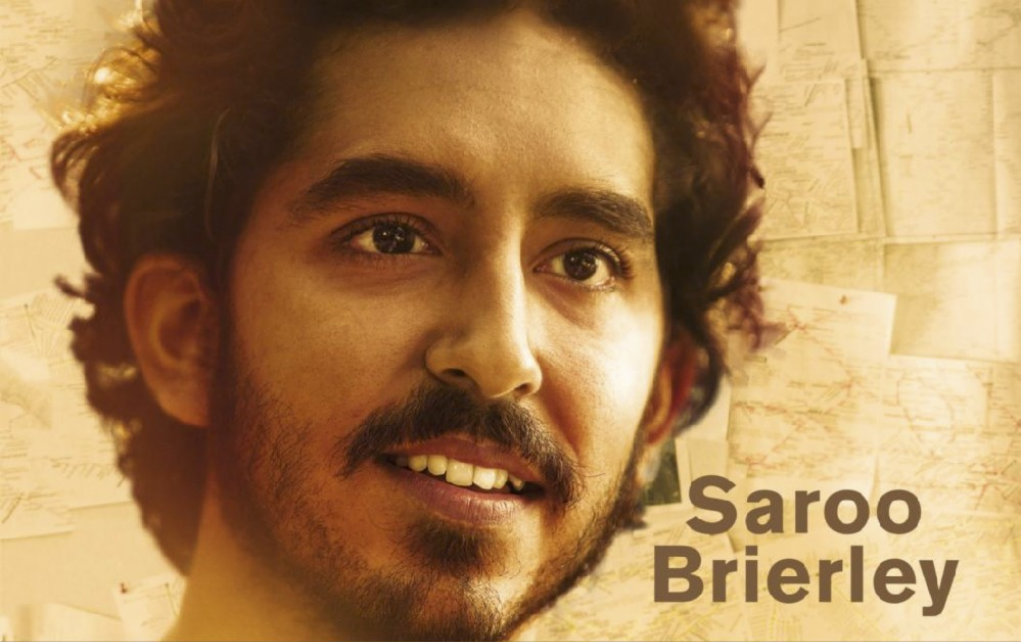




**Saroo
Brierley**

L I O N

DER LANGE WEG NACH HAUSE



ullstein 

Das Buch

»Eine unglaubliche Geschichte!« *BBC*

Es ist ein Tag wie jeder andere im Leben des fünfjährigen Saroo: Auf dem Bahnhof einer indischen Kleinstadt sucht er nach Münzen und Essensresten. Schließlich schläft er vor Erschöpfung in einem wartenden Zug ein. Der fährt den kleinen Jungen ans andere Ende von Indien, nach Kalkutta. Saroo kann weder lesen noch schreiben, er kennt den Namen seiner Heimatstadt nicht, nicht einmal seinen eigenen Nachnamen. Ganz allein überlebt er wochenlang auf der Straße, bevor er in einem Waisenhaus landet und so schließlich zu den Brierleys gelangt, die Saroo ein neues Zuhause in Australien schenken.

Fünfundzwanzig Jahre später macht sich Saroo mit Hilfe von Google Earth auf die Suche nach seiner leiblichen Familie. Am Bildschirm fährt er Nacht für Nacht das Zugnetz von Indien ab und findet das Dorf, das einmal sein Zuhause war.

LION ist die wahre und ergreifende Geschichte eines Jungen, der allen Widrigkeiten zum Trotz überlebte und als erwachsener Mann wieder nach Hause fand.

Der Autor

Saroo Brierley wurde in Khandwa, Madhya Pradesh, Indien geboren. Er lebt heute in Hobart, Australien, und fährt regelmäßig nach Indien, um seine leibliche Familie zu besuchen.

Inhaltsverzeichnis

	Prolog	7
	I Erinnerungen	II
2	Aus den Augen verloren	20
	3 Überleben	50
	4 Rettung	66
5	Ein neues Leben	87
	6 Mums Reise	103
	7 Jugendjahre	115
	8 Die Suche	132
	9 Gefunden	146
10	Wiedersehen mit der Mutter	166
	II Wiederanschluss	187
	12 Pläne	202
13	Zurück nach Kalkutta	217
	Epilog	247
	Danksagung	255

Prolog

Sie sind fort.

Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich mir diesen Tag in Gedanken ausgemalt. Eine halbe Welt entfernt von hier aufgewachsen, mit neuem Namen und in einer neuen Familie, fragte ich mich immer wieder, ob ich meine Mutter, meine Brüder und Schwestern jemals wiedersehen würde. Nun bin ich hier, stehe in einem ärmlichen Viertel einer kleinen, staubigen Stadt in Zentralindien vor einem heruntergekommenen Haus, in dem ich meine ersten Jahre verbrachte – und es wohnt niemand mehr darin. Es ist leer.

Als ich das letzte Mal an dieser Stelle stand, war ich fünf Jahre alt.

Die aus den Angeln gelöste Tür ist viel kleiner als in meiner Erinnerung. Um hindurchzugehen, müsste ich jetzt den Kopf einziehen. Es hat keinen Sinn anzuklopfen. Durch das Fenster und durch die Lücken in der baufälligen Ziegelmauer kann ich in den winzigen Raum blicken, den sich meine Familie geteilt hat. Träte ich ein, würde ich mich darin gerade eben aufrichten können.

Meine schlimmste Befürchtung, sosehr ich sie auch zu verdrängen versucht hatte, scheint sich zu bewahrheiten: Ich finde nach Jahren der Suche endlich nach Hause zurück, und meine Familie ist ausgezogen.

Nicht zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich hoffnungslos verloren und weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin jetzt dreißig, habe Geld und ein Rückflugticket in der Tasche, komme mir aber vor wie damals als Kind auf dem Bahnsteig. Mir stockt der Atem, mir schwirrt der Kopf, und ich wünschte, ich könnte das Geschehene rückgängig machen.

Nebenan öffnet sich plötzlich eine Tür. Eine rotgewandete junge Frau mit einem Säugling im Arm tritt aus der sehr viel besser erhaltenen Nachbarwohnung auf die Straße. Ihre Neugier ist verständlich. Ich sehe zwar aus wie ein Inder, aber meine westliche Kleidung wirkt vermutlich ein bisschen zu neuwertig, und meine Haare sind modisch gestylt. Kein Wunder, dass ich als Außenseiter, als Fremder auffalle. Schlimmer noch, ich verstehe die Sprache der Frau nicht und kann nur ahnen, dass sie mich fragt, was ich hier zu suchen habe. Mein Hindi ist nur bruchstückhaft, und die wenigen Wörter, die mir einfallen, weiß ich nicht auszusprechen. Ich sage: »Ich spreche kein Hindi, nur Englisch«, worauf sie zu meiner Überraschung entgegnet: »Ich spreche Englisch, ein bisschen.« Ich zeige auf die verlassene Wohnung und nenne die Namen derer, die darin gelebt haben – »Kamla, Guddu, Kallu, Shekila« –, dann zeige ich auf mich und sage: »Saroo.«

Die Frau wird still. Meine australische Mum hat mich auf eine solche Situation vorbereitet und mir etwas mitgegeben.

Ich krame in meiner Reisetasche und hole ein Blatt Papier daraus hervor. Darauf kleben Farbfotos, die mich als Kind zeigen. Wieder deute ich auf mich, dann auf die Fotos und sage: »Klein. Saroo.«

Ich versuche mich daran zu erinnern, wer damals, als ich hier lebte, nebenan wohnte. Gab es ein kleines Mädchen, aus dem diese Frau geworden sein könnte?

Sie starrt auf die Fotos, dann auf mich. Ich bin mir nicht sicher, ob sie mich verstanden hat, aber dann fängt sie an, stockend auf Englisch zu reden.

»Leute ... nicht mehr leben ... heute hier«, sagt sie.

Obwohl sie nicht direkt bestätigt, was ich befürchtet habe, treffen mich ihre Worte schwer. Mir wird schwindlig. Ich stehe vor ihr und kann mich kaum rühren.

Es war mir im Grunde klar, dass, wenn ich es eines Tages hierher zurückschaffen sollte, meine Familie nicht mehr da sein würde. Selbst als ich noch zu ihr gehörte, waren wir von einem anderen Ort in diese Wohnung gezogen – arme Leute können sich häufig nicht aussuchen, wo sie wohnen, und meine Mutter musste immer dorthin, wo ihr gerade Arbeit angeboten wurde.

Diese und ähnliche Gedanken tauchen unwillkürlich aus meinem Unterbewusstsein auf, in das ich sie verbannt hatte. Die andere Möglichkeit, dass meine Mutter tot ist, schiebe ich sofort beiseite.

Ein Mann, der uns beobachtet hat, nähert sich. Auch ihm zähle ich die Namen meiner Mutter Kamla, meiner Brüder Guddu und Kallu, meiner Schwester Shekila und meinen

eigenen Namen – Saroo – auf. Er will gerade etwas sagen, als sich ein weiterer Mann zu uns gesellt und in klarem Englisch fragt: »Ja? Kann ich irgendwie helfen?«

Seit meiner Ankunft in Indien ist er der erste Mensch, mit dem ich mich mühelos unterhalten kann. Ich erzähle ihm meine Geschichte in wenigen Worten: dass ich als kleiner Junge hier gewohnt habe, eines Tages einem meiner Brüder verlorengegangen und in einem anderen Land aufgewachsen bin; dass ich mich an den Namen dieses Ortes hier, an Ganesh Talai, nicht hatte erinnern können, aber nun trotzdem zurückgefunden habe und versuche, meine Mutter, meine Brüder und meine Schwester ausfindig zu machen. Kamla, Guddu, Kallu, Shekila.

Meine Geschichte scheint ihn zu überraschen. Ich zähle die Namen meiner Angehörigen noch einmal auf.

Nach einer Weile sagt er: »Warten Sie einen Moment. Ich bin in zwei Minuten wieder da.«

Was hat er vor? Verschiedene Möglichkeiten geistern mir durch den Kopf. Ruft er jemanden, der weiß, was geschehen ist? Lässt er sich vielleicht sogar eine Adresse nennen? Aber hat er überhaupt verstanden, wer ich bin? Zum Glück lässt er mich nicht lange warten – und spricht die Worte, die ich nie vergessen werde: »Folgen Sie mir. Ich führe Sie zu Ihrer Mutter.«

1

Erinnerungen

In Hobart, wo ich aufgewachsen bin, hing eine Indienkarte an der Wand meines Zimmers. Dafür hatte meine Mum – meine Adoptivmutter – gesorgt, damit ich mich in meinem neuen Zuhause wohler fühlte. Ich war sechs Jahre alt, als ich dort eintraf, und noch so ungebildet, dass ich nicht einmal wusste, was eine Landkarte ist. Sie musste mir erklären, was es damit auf sich hatte und was sie darstellte.

Mum hatte das Haus mit indischen Gegenständen geschmückt. Es gab Hindu-Figuren, Ornamente und Glöckchen aus Messing und viele kleine Elefanten. Dass dies für einen australischen Haushalt keine gewöhnlichen Gegenstände waren, wusste ich natürlich auch nicht. Auf der Kommode in meinem Schlafzimmer lag außerdem ein mit indischen Motiven bedrucktes Tuch; darauf hockte eine mit bunten Kleidern ausgestaffierte, aus Holz geschnitzte Puppe. All dies war mir irgendwie vertraut, auch wenn ich derartige Dinge zuvor nie

zu Gesicht bekommen hatte. Andere Adoptiveltern wären vielleicht der Meinung gewesen, dass es mir bessergetan hätte, bei null anzufangen, ohne jeden Bezug zum Land meiner Geburt. Aber meine Hautfarbe verriet ohnehin meine exotische Herkunft, und meine Adoptiveltern hatten sich bewusst entschieden, ein Kind aus Indien anzunehmen.

In meiner Kindheit purzelten mir die zahllosen Ortsnamen auf der Karte im Kopf durcheinander. Lange bevor ich lesen konnte, wusste ich immerhin, dass das riesige V des indischen Subkontinents voller Städte und Ortschaften, Wüsten und Berge, Flüsse und Wälder ist. Dies alles – der Ganges, der Himalaja, Tiger, Götter! – faszinierte mich zunehmend. Beim Anblick der Karte verlor ich mich in Gedanken darüber, dass sich dort irgendwo der Ort versteckte, an dem ich zur Welt gekommen war. Ich wusste, dass er »Ginestlay« hieß, nicht aber, ob es sich um eine Stadt, ein Dorf oder vielleicht auch nur um ein Wohnviertel handelte. Auf der Karte war er jedenfalls nicht zu finden.

Ich kannte nicht einmal mein genaues Alter. In den offiziellen Dokumenten standen nur ein von den indischen Behörden geschätztes Geburtsdatum sowie der Tag meiner Ankunft im Waisenhaus, das mich zur Adoption freigab. Als verwirrtes kleines Kind hatte ich nicht viel zur Aufklärung meiner Identität oder meiner Herkunft beitragen können.

Darum wussten auch meine Adoptiveltern anfangs nicht, wie und warum ich verlorengegangen war. Sie wussten nur, dass man mich auf den Straßen Kalkuttas aufgelesen und mich, weil meine Familie nicht ausfindig zu machen war, in

das Waisenhaus gegeben hatte. Zum Glück für uns alle wurde ich schließlich von den Brierleys adoptiert. Sie zeigten mir Kalkutta auf der Karte und sagten, dass ich von dort käme. Dabei hörte ich den Namen dieser Stadt aus ihrem Mund zum ersten Mal. Erst ein Jahr nach meiner Adoption und als ich einigermaßen Englisch gelernt hatte, konnte ich meinen Stiefeltern beibringen, dass ich in Wirklichkeit nicht aus Kalkutta stammte und dass es mich nur dorthin verschlagen hatte, nachdem ich in einem Bahnhof in der Nähe von »Ginestlay« in einen Zug gestiegen war. Der Bahnhof habe »Bramapour«, »Berampur« oder ähnlich geheißen; er müsse sehr weit entfernt von Kalkutta liegen, doch wo genau, habe mir damals niemand sagen können.

Nach meiner Ankunft in meinem neuen Zuhause war die Zukunft erst einmal wichtiger als die Vergangenheit. In einer Welt, die völlig anders war als die Umgebung meiner ersten fünf Jahre, sollte für mich ein neues Leben beginnen, und meine Stiefeltern halfen mir nach Kräften über die größten Schwierigkeiten hinweg. Für meine Mum war offenbar klar, dass ich die sprachliche Hürde in kürzester Zeit von selbst überwinden würde, denn sie drängte mich nicht, Englisch zu lernen, und hielt es stattdessen für wichtiger, dass ich mich wohl fühlte und Vertrauen fasste. Dafür braucht man keine Worte. Sie kannte ein indisches Paar in der Nachbarschaft, Saleen und Jacob. Wir besuchten die beiden häufig und aßen mit ihnen zusammen indisch. Sie sprachen mit mir in meiner Muttersprache, stellten einfache Fragen und übersetzten, was mich meine Eltern über unser neues Zusammenleben wissen

lassen wollten. Ich kam aus sehr einfachen Verhältnissen und sprach nur ein paar Brocken Hindi, doch verstanden zu werden half mir sehr, mich in der fremden Umgebung zurechtzufinden. Wenn Gesten und Handzeichen zur Verständigung mit meinen Stiefeltern nicht ausreichten, konnten wir uns immer an Saleen und Jacob wenden, so dass die Kommunikation eigentlich nie ins Stocken geriet.

Wie Kindern überhaupt, fiel es auch mir recht leicht, die neue Sprache zu erlernen. Anfangs kam ich allerdings nur selten auf meine Vergangenheit in Indien zu sprechen. Meine Eltern wollten mich nicht bedrängen und warteten geduldig ab, bis ich dazu bereit war, und anscheinend machte ich mir auch nicht allzu viele Gedanken darum. Doch Mum erinnert sich, dass ich einmal – ich war sieben Jahre alt – scheinbar unvermittelt in Aufregung geriet und ausrief: »Me begot!« Ich hatte sagen wollen, dass ich etwas vergessen hatte – *I forgot* –, aber herausgekommen war fälschlicherweise »Mich begattete«. Meine Mum konnte sich schließlich dennoch einen Reim auf meinen Ausbruch machen: Ich hatte in meiner Vorstellung den Weg zur Schule nahe meinem indischen Zuhause nicht mehr nachvollziehen können, den ich oft mitgegangen war, um die Schüler zu beobachten. Das hatte mich verstört. Wir einigten uns darauf, dass die Sache nicht so tragisch sei. Aber tief im Innern war sie mir offenbar wichtig. Von der Vergangenheit waren mir schließlich nur die Erinnerungen geblieben, und im Stillen führte ich sie mir immer wieder vor Augen, um sicherzugehen, dass sie nicht verblassten.

Im Grunde ging mir die Vergangenheit ständig durch den